

2 Drei Perspektiven auf die nationale Identität

Die wissenschaftliche Literatur zur nationalen Identität weist eine beachtliche Vielfalt an unterschiedlichen Konzepten sowie Definitionen und folglich auch eine große Bandbreite in den verfolgten Forschungsansätzen auf. Nicht selten findet sich in der Literatur der Hinweis, dass es bisher keine überzeugende Theorie nationaler Identität gebe (vgl. zum Beispiel Blank 2002a: 193). Einige dieser Definitionen, was nationale Identität eigentlich ist, stehen sich diametral entgegen. Die Vielfalt in den Forschungsansätzen wird mitunter sogar zum Anlass genommen, die Notwendigkeit einer solchen Theorie nationaler Identität ganz in Frage zu stellen. So hat etwa der Historiker Lutz Niethammer mit seiner Charakterisierung der kollektiven Identität als „inhaltsleeres Plastikwort“ (vgl. Niethammer 2000: 33ff.) große Aufmerksamkeit erfahren.

Diesen vielfältigen Theorien und Definitionen nationaler Identität müssen hier deshalb keine weiteren hinzugefügt werden. Mit Blick auf das Vorhaben, Kontinuität und Wandel in der nationalen Identität der Deutschen heute zu beschreiben, werden stattdessen drei etablierte wissenschaftliche Perspektiven in einem neuen Forschungsprogramm zusammengeführt. Dies erfordert die Klärung zweier Fragen: Was ist nationale Identität? Und: Wie kann aus diesem Verständnis ein pragmatisches Forschungsprogramm zur empirischen Bestimmung der gegenwärtigen nationalen Identität der Deutschen entwickelt werden?

2.1 Das Commitment mit der Nation

Die erste Perspektive nationaler Identität in dieser Studie beschäftigt sich mit der Bedeutung, die die subjektive Identifikation mit der Nation für die Menschen hat. Wenn man sich selbst als Deutscher, Franzose oder Amerikaner wahrnimmt, so wird die Zugehörigkeit zur Nation zu einem konstitutiven Bestandteil der eigenen Selbstbeschreibung (vgl. Reese-Schäfer 1999a: 16). Das Individuum definiert sich selbst nicht nur als ‚Ich‘, sondern auch über ein ‚Wir‘ und damit über jene subjektiven Vorstellungen, die es mit diesem ‚Wir‘ verbindet (vgl. Elias 1990: 196ff.). Jene Facetten der Identität eines Menschen, die sich aus seiner Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen ergeben, werden als soziale Identitäten bezeichnet (vgl. Hettlage 2000: 17ff.).

Die Nation ist dabei nur eine aus einer Vielzahl von möglichen Bezugsgruppen, denen sich die Menschen selbst zuordnen bzw. denen sie von ihren Mitmenschen zugeordnet werden (vgl. Hettlage 1997b: 322). Einige dieser Bezugsgruppen sind durch direkte persönliche Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern gekennzeichnet, wie etwa die Familie, der Freundeskreis oder ein Verein. Anderen hingegen ist man zunächst lediglich aufgrund bestimmter Merkmale zugehörig, die man mit weiteren Menschen gemeinsam hat, etwa das Geschlecht, die Berufsgruppe oder eben die Nationalität. Weil diesen größeren Bezugsgruppen der Kitt der persönlichen Bindungen fehlt, der zum Beispiel für einen starken inneren Zusammenhalt nötig ist, handelt es sich hierbei nach soziologischem Verständnis eigentlich nicht um Gruppen, sondern um soziale Kategorien (vgl. Heckmann 1997: 47). Erstaunlich ist jedoch, dass gerade die Kategorie der Nationalität es durchaus vermag, zwischen ihren Mitgliedern Gruppendynamiken wie zum Beispiel die Entwicklung eines starken ‚Wir‘-Gefühls zu entfalten, die sonst nur für Kleingruppen charakteristisch sind.

Jede Gesellschaft ist von einem dichten Kategorienraster durchzogen, in das die Menschen sich selbst und ihre Mitmenschen einteilen und an dem sie sich in ihrem Denken und Handeln orientieren (vgl. Goffman 1983: 9ff.).

„Die Gesellschaft schafft die Mittel zur Kategorisierung von Personen und den kompletten Satz von Attributen, die man für die Mitglieder jeder dieser Kategorien als gewöhnlich und natürlich empfindet.“ (ebenda: 9)

Diese antizipierten, ‚gewöhnlichen‘ Merkmale werden automatisch in normative Erwartungen an die Mitglieder einer bestimmten Kategorie umgemünzt, in ‚rechtmäßig‘ gestellte Anforderungen und Vorstellungen ‚typischen‘ Verhaltens - die in der Regel erst bewusst wahrgenommen werden, wenn sie nicht eingelöst werden oder wenn gegen sie verstoßen wird. Kategorien stellen also „tiefverwurzelte, gemeinsame, geistige Repräsentationen sozialer Objekte“ (Brubaker 2007: 109) dar.

Dass die Menschen sich selbst und andere durch die Brille eines gesellschaftlich ausdifferenzierten Kategorienrasters wahrnehmen, ist eine zwangsläufige Konstante des menschlichen Zusammenlebens (vgl. ebenda: 106ff.). Denn die Anwendung von Kategorien schafft Erwartungs- und Verhaltenssicherheit. Sie ermöglicht die Strukturierung und Ordnung von Wahrnehmungen, so dass die soziale Umwelt überhaupt auf ein begreifbares und überschaubares Komplexitätsniveau reduziert werden kann. Ohne vereinfachende Kategorien wäre die Welt ein „unerträgliches, schwirrendes Durcheinander“ (ebenda: 107). Die Zuordnung von Menschen zu Kategorien bedeutet, die Wahrnehmung von ihnen auf wenige charakteristische Merkmale, die man mit der entsprechenden Katego-

rie assoziiert, oder sogar nur auf ein einziges Merkmal zuzuspitzen, zum Beispiel auf das Geschlecht oder auf die Unterscheidung Inländer / Ausländer.

Diese Vereinfachung der Wahrnehmung bedeutet aber auch: Menschen, die derselben Kategorie zugeordnet werden, werden als sehr viel weniger unterschiedlich wahrgenommen, als sie es in Wirklichkeit sind, weil der Eindruck maßgeblich von dem zur Kategorisierung herangezogenen Merkmal geprägt ist (vgl. Theiss-Morse 2009: 35ff.). Sie gelten als ‚gleich‘ oder zumindest ‚ähnlich‘, vor allem in Abgrenzung zu den Menschen, die als ‚fremd‘ oder ‚andersartig‘ kategorisiert werden. Unterschiede zwischen Menschen innerhalb derselben Kategorie werden systematisch unterschätzt, dafür werden die Differenzen zwischen den Kategorien besonders akzentuiert wahrgenommen. Die Kategorisierung von anderen Personen geht immer automatisch mit einer Zuordnung der eigenen Person zur selben oder zu einer anderen Kategorie einher. Die daraus resultierende Einteilung nach dem Muster identisch (‚Das Gegenüber gehört zur gleichen Kategorie wie ich.‘) versus nicht identisch (‚Das Gegenüber gehört zu einer anderen Kategorie als ich.‘) hat unmittelbare Auswirkungen auf das Verhalten der Menschen. Dies gilt selbst dann, wenn die einzigen zur Verfügung stehenden Kategorien mehr oder weniger willkürlich eine Zuordnung nahelegen (vgl. ebenda: 41).

Beispielsweise kann sich das Verhältnis zwischen zwei Menschen schlagartig und grundlegend ändern, wenn sie im Gespräch erkennen, dass sie zwar unterschiedliche Nationalitäten haben und verschiedenen Religionen angehören, aber trotzdem auch Fans des gleichen Fußballclubs sind. Verschiebt sich der Fokus ihrer gegenseitigen Wahrnehmungen also von den Kategorien Nationalität und Religion, in denen sie jeweils ‚anders‘ als das Gegenüber sind, auf die Kategorie des Fan-Seins, in der sie sich beide der gleichen Gruppe zuordnen, so werden die bisher dominierenden Eindrücke von Fremdheit und Distanz einer Vorstellung von Ähnlichkeit und Nähe weichen.

Das Beispiel illustriert, dass die Prozesse der Selbst- und der Fremdkategorisierung situations- und kontextabhängig sind, dass die gegenseitige Zuordnung zu einer einzigen, spezifischen Kategorie also keineswegs durchgehend festgeschrieben ist (vgl. Bohn und Hahn 1999: 36ff.). Je nach individueller Deutung der konkreten Situation werden aus der Vielzahl der latent zur Verfügung stehenden Kategorien jene ausgewählt, die am besten zu passen scheinen. Situationsbedingt tritt eine andere soziale Identität einer Person in den Vordergrund der Selbstwahrnehmung. Die Wahrscheinlichkeit, mit der eine bestimmte Kategorie zur Ordnung einer Situation herangezogen wird, ist allerdings nicht für alle Kategorien gleich groß (vgl. Theiss-Morse 2009: 39ff.). Denn die subjektive Bedeutsamkeit einer Kategorie verringert den Einfluss des situativen Kontextes: Je stärker die Zugehörigkeitsgefühle zu einer bestimmten Gruppe, umso eher wird

die zugehörige Kategorie zur Einordnung einer Situation herangezogen und umso eher werden auch die mit dieser Kategorie verbundenen Erwartungen und Verhaltensmuster aktiviert. Beispielsweise werden Menschen, denen ihr religiöser Glaube sehr wichtig ist, die Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit zu anderen Menschen eher an deren Religionszugehörigkeit messen als an der Nationalität im Vergleich zu Menschen, denen ihre nationale Zugehörigkeit wichtiger ist als ihre Religionszugehörigkeit.

Manche dieser Kategorien begleiten den Menschen gewollt oder ungewollt ein Leben lang, etwa das Geschlecht oder in der Regel die Nationalität. Sie werden immer wieder zur Einordnung bestimmter Situationen herangezogen. Andere werden möglicherweise nur an einem einzigen Tag oder gar in einer einzigen Situation relevant und gleich danach durch andere Kategorien in den Hintergrund der Selbst- und Fremdwahrnehmung gerückt. Der Prozess der Kategorisierung ist dabei immer zweiseitiger Natur: Auf der einen Seite ordnen sich die Menschen bestimmten Kategorien selbst zu, auf der anderen Seite werden ihnen durch die Gesellschaft und ihre Mitmenschen bestimmte Kategorien zugewiesen.

Es ist leicht vorstellbar, dass ein Auseinanderklaffen von Selbst- und Fremdkategorisierung problematisch ist, etwa wenn Migranten sich selbst als vollwertige Bürger ihres neuen Heimatlandes verstehen, von der Mehrheitsgesellschaft aber nicht als solche anerkannt werden, sondern weiterhin als Ausländer oder ‚Fremde‘ gelten. Doch selbst wenn auf beiden Seiten Einigkeit über die Zuordnung zu einer bestimmten Kategorie herrscht, wenn also beispielsweise die autochthone deutsche Mehrheitsgesellschaft von ‚Deutsch-Türken‘ spricht und die eingebürgerten türkischstämmigen Migranten sich selbst auch so bezeichnen, so können dennoch die mit dieser gemeinsam verwendeten Kategorie verbundenen Attribute stark voneinander abweichen. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn das Selbstwertgefühl von gesellschaftlichen Minderheiten dadurch negativ beeinträchtigt wird, dass sie permanent mit herablassenden Äußerungen bezüglich ihres Minderheitenstatus konfrontiert sind (vgl. Huntington 2004: 41ff.). Für die Stabilität von sozialen Identitäten als Bestandteil der eigenen Selbstbeschreibung ist deren Bestätigung durch Außenstehende also von hoher Bedeutung (vgl. Estel 1994: 37). Dies setzt nicht unbedingt eine gesellschaftsweite, eindeutig positive Bewertung einer bestimmten Kategorie, der man sich zugehörig fühlt, voraus, aber einen Zustand, in dem das mit der sozialen Identität verbundene Selbstverständnis den Menschen einen eigenen Status sichert. Weil das eigene Handeln gegenüber anderen dadurch beeinflusst wird, welcher Kategorie man das Gegenüber zuordnet und wie man diese Kategorie bewertet, können sich negative Vorstellungen von dieser Kategorie schließlich in spürbaren Konsequenzen für die abgewerteten Gruppen verfestigen (vgl. Neckel und Sutterlüty 2010: 217ff.).

Müller und Zifonun (2010) wenden die von Berger und Luckmann formulierte wissenssoziologische Perspektive zur Erklärung dieses Prozesses an, in dem sich aus kollektiven Vorstellungen von unterschiedlichen ethnischen Kategorien – dies lässt sich auch auf nationale Kategorien übertragen - soziale Tatsachen ergeben, die bis in das Alltagsleben hinein konkrete, für die Beteiligten spürbare Wirkungen haben. Demnach folgt aus der wiederholten Anwendung ethnischer bzw. nationaler Kategorien zur Ordnung der sozialen Umwelt - zum Beispiel, indem man jemanden als ‚typischen Deutsch-Türken‘ bezeichnet - eine „Institutionalisierung ethnischer Differenzen“ (ebenda: 14). Im Wechselspiel von Selbst- und Fremdzuschreibung verfestigen sich die Vorstellungen ethnonationaler Zugehörigkeit, so dass diese zunehmend als unvermeidliche Selbstverständlichkeit wahrgenommen wird. Dies wird durch den Einfluss institutioneller Kategorisierung, wie sie etwa im offiziellen Zensus erfolgt, begünstigt. Werden die Kategorie und die mit ihr verbundenen Attribute von Generation zu Generation weitergegeben, so „objektivieren“ (ebenda) sie sich im Laufe der Zeit. Indem die Ethnizität durch verschiedene Mechanismen - zum Beispiel das Aufkommen ethnisch konnotierter Mythen und Märchen, aber auch entsprechende wissenschaftliche Untersuchungen mit dem Ziel, die Unterschiede zwischen diesen ethnischen Gruppen zu messen - historisch legitimiert wird, erhält die Unterscheidung nach Ethnien eine neue Sinnhaftigkeit. Verstärkt wird diese durch den Verweis auf die Ethnizität als Ursache bestimmter sozialer Phänomene, wie etwa ein niedrigeres Bildungsniveau bei den Angehörigen dieser ethnischen Gruppe. Im letzten Schritt werden die ethnischen Differenzen internalisiert, d.h. im Rahmen von Sozialisationsprozessen werden die Menschen zu Angehörigen ethnischer Kollektive, indem sie eine ethnisch bestimmte, soziale Identität entwickeln. Dieser Prozess der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit manifestiert sich schließlich ganz konkret in Alltagsphänomenen wie einem erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt, Diskriminierungserfahrungen oder niedrigeren Bildungschancen für die abgewerteten Gruppen, aber auch Gemeinschafts- und Solidaritätsbekundungen innerhalb der sozial definierten Gruppen.

2.1.1 Nationale Identität als soziale Identität

Dass sich Menschen mit ihrer Nation identifizieren ist also das Ergebnis von Prozessen sozialer Selbst- und Fremdkategorisierung. Indem sie selbst ihre Zugehörigkeit zu der sozialen Kategorie der Nation erkennen und dies auch von außen bestätigt wird, geht die Nationalität als eine soziale Identität in ihre Selbstbeschreibung ein (vgl. Tajfel und Turner 1986). Gerade am Beispiel der nationalen Identität wird allerdings deutlich, dass das Wissen darum, ‚Deutscher‘

zu sein, für den Einzelnen ganz unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Dem einen mag seine Staatsbürgerschaft sehr wichtig sein und er ist stolz darauf, dem anderen ist sie hingegen eher egal. Das Wissen um die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe kann, es muss aber nicht zwangsläufig mit starken Emotionen verbunden sein.

Wenn aus dieser ersten Perspektive die nationale Identität als Ausmaß der Identifikation der Deutschen mit ihrer Nation untersucht werden soll, so muss diesen vielfältigen Ausprägungen von ‚Identifikation‘ Rechnung getragen werden. Gerade bei jenen sozialen Identitäten, die nicht freiwillig von einer Person angenommen, sondern die ihr mehr oder weniger automatisch durch die Gesellschaft zugeschrieben werden, wie dies in der Regel bei der Nationalität der Fall ist, kommt es mitunter zu einer Art „formaler Mitgliedschaft“ (vgl. Blank und Schmidt 1997: 128). Man ‚identifiziert‘ sich dann zwar mit dieser automatisch zugewiesenen sozialen Kategorie und erkennt seine Zugehörigkeit zu ihr an, aber man misst ihr keine große Bedeutung bei und steht ihr weitgehend indifferent und emotionslos gegenüber. Die Kategorie der Nationalität und damit auch die Nation als Bezugsgruppe, der man sich zugehörig fühlt, ist in diesem Fall eher unbedeutend im Vergleich zu anderen Kategorien, mit denen die soziale Welt geordnet und strukturiert werden kann. Während die Angehörigen von Gruppen, denen man ‚freiwillig‘ beitrifft, also ein eher einheitlich starkes Verbundenheitsgefühl aufweisen, kann das Maß der Identifikation mit solchen ‚Pflichtgruppen‘ extrem variieren und sich entsprechend über die Gesamtheit ihrer Angehörigen sehr heterogen gestalten (vgl. Theiss-Morse 2009: 8ff.). Wer sich als Fan nicht länger mit seiner favorisierten Mannschaft identifiziert, der kann sich jederzeit von der Gruppe ihrer Anhänger distanzieren. Da man die eigene Nationalität jedoch nicht einfach wie die Clubmitgliedschaft ablegen kann, gehören der Gruppe Nation auch Mitglieder an, die sich nur schwach mit ihr identifizieren oder eine Abneigung gegen sie haben.

Die Überlegung, dass die Identifikation mit der Nation in dem hier skizzierten Raum ganz unterschiedliche Ausprägungen annehmen kann, bildet damit die Basis für die empirische Untersuchung dieser ersten Facette nationaler Identität. Sie folgt der Social Identity Theory, die die Wahrnehmung einer Person, Mitglied einer sozialen Gruppe zu sein, in drei Dimensionen ausdifferenziert (vgl. Tajfel 1982: 70). Die soziale Identität hat demnach:

- eine kognitive Dimension: Die Menschen müssen wissen, dass sie Mitglied einer Gruppe sind.
- eine emotionale Dimension: Die Menschen fühlen sich der Gruppe emotional verbunden oder hegen eine Abneigung gegen sie.

- eine bewertende Dimension: Die Menschen bewerten die Gruppe und damit ihre individuelle Mitgliedschaft positiv oder negativ.

Die Strukturierung der individuellen Haltungen gegenüber der Nation in diese drei Analysedimensionen öffnet den Horizont für ein differenziertes Verständnis von Identifikation, das über die umgangssprachliche Definition des Begriffs hinausreicht. Denn sie macht deutlich, dass das Wissen um die Zugehörigkeit zu einer Kategorie nicht zwangsläufig mit einer positiven Bewertung und positiven Emotionen gegenüber einer durch die Kategorie definierten Gruppe verbunden sein muss, so wie es allgemein mit dem Begriff ‚Identifikation‘ assoziiert wird. Stattdessen kann dieses Wissen um die eigene Zugehörigkeit zur Nation auch mit einer indifferenten oder gar einer negativen Bewertung dieser Gruppe einhergehen: Man weiß, dass man Deutscher ist - auch, weil man sich nicht vollständig dagegen immunisieren kann, von seinen Mitmenschen immer wieder als Deutscher kategorisiert zu werden -, aber man schämt sich möglicherweise dafür oder hat ein schlechtes Bild von ‚den Deutschen‘.

Die in diese drei Dimensionen differenzierbaren Haltungen eines Menschen zu ‚seiner Nation‘ - kognitiv, emotional und evaluativ - werden konzeptionell unter dem Begriff „Commitment“ zusammengefasst (vgl. Theiss-Morse 2009: 4). Commitment mit der Nation bedeutet, sich selbst als Deutscher und damit als Mitglied einer sozialen Gruppe wahrzunehmen und zu identifizieren. Ein starkes nationales Commitment liegt dann vor, wenn zudem eine positive emotionale Bindung und eine hohe Wertschätzung der Eigengruppe bestehen, ein schwaches nationales Commitment hingegen, wenn die Haltung zur Gruppe Nation eher kritisch und ohne emotionale Nähe ist.

2.1.2 Nationale Identität als Maßstab der Orientierung

Indem sich das Bewusstsein um die eigene Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe kognitiv verfestigt und als soziale Identität in das Selbstbild eines Menschen einsickert, wird es zugleich zu einem Maßstab seines Handelns. Identität wird in diesem Sinne auch als „Summe des Orientierungswissens“ (Weidenfeld 1984: 10) bezeichnet. Taylor verdeutlicht die sich hier eröffnende Tiefe des Identitätsbegriffs anhand einer einfach erscheinenden Frage (vgl. Taylor 1996: 55): Wer bin ich? Wer sich diese Frage stelle, der werde in der Nennung des eigenen Namens kaum eine befriedigende Antwort erkennen können, so Taylor. Vielmehr ziele die Frage darauf ab, zu ergründen und zu erklären, wofür man steht, was man als wichtig erachtet, woran man sich orientiert.

„Definiert wird meine Identität durch die Bindungen und Identifikationen, die den Rahmen oder Horizont abgeben, innerhalb dessen ich von Fall zu Fall zu bestimmen versuchen kann, was gut oder wertvoll ist oder was getan werden sollte bzw. was ich billige oder ablehne.“ (ebenda)

Die Identität eines Menschen - und damit auch jene sozialen Identitäten, die sich aus seinen Zugehörigkeitsvorstellungen zu verschiedenen sozialen Kategorien ergeben - strukturiert die Wissensbestände, indem sie einen Ordnungsrahmen für eingehende Informationen schafft. Sie beeinflusst den Beurteilungsmaßstab der Individuen, der zum Beispiel dem bewertenden Vergleich mit anderen Gruppen zugrunde gelegt wird (vgl. Estel 1994: 35f., Thomas und Weidenfeld 1999: 430). Mit Kategorien sind spezifische Wahrnehmungsschablonen verbunden, die demjenigen, der sich diesen Kategorien zugehörig fühlt, eine bestimmte ‚Sicht auf die Welt‘ nahelegt:

„Es sind Mittel, andere zu erkennen, zu identifizieren und zu klassifizieren, Gleichheit und Verschiedenheit festzustellen und das Handeln der anderen zu ‚kodieren‘ und es zu begreifen. Es sind Schablonen für die Repräsentation und Organisation von sozialem Wissen, Deutungsmuster für die Artikulierung sozialer Vergleiche und Erklärungen, und sie sind Filter, die bestimmen, was bemerkt wird und was nicht, was wichtig ist und was nicht, was im Gedächtnis bleibt und was vergessen wird.“ (Brubaker 2007: 120)

So begünstigt zum Beispiel ein starkes Commitment mit der eigenen Gruppe eine selektive Informationsaufnahme von ausschließlich positiven Informationen zu dieser Gruppe oder - wenn das Ignorieren negativer Informationen nicht möglich ist - einer Informationsverarbeitung, die negative und damit die eigene Selbstwahrnehmung bedrohende Informationen ins Positive umzudeuten bemüht ist (vgl. Estel 1997: 75f.). Ein starkes Commitment führt tendenziell zu einer positiveren Bewertung der Eigengruppe gegenüber Fremdgruppen und begünstigt eine größere Einsatzbereitschaft zum Wohle der eigenen Gemeinschaft (vgl. Theiss-Morse 2009: 8ff., Estel 1997: 82). Außerdem werden gruppenspezifische Wertorientierungen und Normen von jenen Personen in höherem Maße akzeptiert und gegenüber Fremden vertreten, die sich stärker mit ihrer Gruppe verbunden fühlen.

Die Vorstellung, dass dieses Orientierungswissen bzw. die dadurch gestalteten Maßstäbe von den Mitmenschen geteilt werden, schafft beim Individuum nicht nur eine gewisse Erwartungssicherheit in Bezug auf das Verhalten der anderen, sondern führt bei ihm selbst auch zu einer Verpflichtung auf ein Handeln im Sinne der antizipierten Erwartungen der übrigen Gruppenmitglieder (vgl. Bornewasser und Wakenhut 1999: 52). Das Commitment mit bestimmten Grup-

pen beeinflusst damit die Selbstwahrnehmung, die Einstellungen und das Verhalten der Menschen.

2.1.3 Fazit: Die Dimension des nationalen Commitments

Die erste Forschungsperspektive versteht nationale Identität als soziale Identität und rückt damit deren subjektive Bedeutung für das Individuum in den Fokus. Nationale Identität ist aus dieser Perspektive eine verinnerlichte Kategorie, mit der die Menschen sich selbst und ihre soziale Umwelt in ein gesellschaftlich vorstrukturiertes Raster einordnen. Indem sie ihre eigene Identität auch durch ihre Zugehörigkeit zu einer als Nation bezeichneten Gruppe beschreiben, geht ihr Bild von dieser Nation in das eigene Selbstbild ein. Das Commitment mit der Nation umfasst neben dem Wissen um die Zugehörigkeit zu ihr schließlich auch eine emotionale und eine bewertende Komponente. Die Bedeutung, die die Nationalität als handlungsleitender Orientierungsrahmen für den Einzelnen hat, ist relativ: Sie steht in einem Verhältnis zu anderen sozialen Identitäten und verändert sich im Zeitablauf und situationsbedingt.

George Bernhard Shaws Ausspruch, der normale Mensch spüre die Zugehörigkeit zu seiner Nation genauso wenig wie das Vorhandensein seiner Knochen (zitiert nach Estel 1994: 43), legt die Vermutung nahe, die wahrgenommene Zugehörigkeit zu einer als Nation definierten Gruppe habe für den Alltag - Shaw dachte wohl primär an Zeiten ohne Kriege und andere Katastrophen - keine Relevanz. Zweifellos zeigt die Geschichte, dass die Nation als Bezugspunkt von Loyalität und Solidarität der Menschen in den außeralltäglichen Situationen einer Krise oder einer besonderen Euphorie besonders stark aufgerufen werden und in den Fokus der Wahrnehmungen rücken kann. Und dennoch offenbaren die bisherigen Überlegungen, dass die Nation - bewusst und unbewusst - tief in den Alltag hineinreicht. Das nationale Commitment, d.h. die kognitive, emotionale und bewertende Identifikation mit der Nation und den mit ihr verbundenen Vorstellungen ‚typischer‘ Attribute, beeinflusst auf vielerlei Weise Einstellungen und Verhalten. Dies betrifft vor allem den Umgang mit Außenstehenden - der Outgroup - sowie mit den Randgruppen der eigenen Gemeinschaft, all jene also, die unter Rückgriff auf die Kategorie Nationalität zumindest teilweise als ‚ungleich‘ verortet werden.

Da sich diese Studie der nationalen Identität der Deutschen aus drei verschiedenen Perspektiven nähert, ist es sinnvoll, für jede dieser drei Perspektiven eine spezifische Arbeitsdefinition zu formulieren. Dadurch wird deutlicher, worauf das Forschungsprogramm konkret abzielt. Die Arbeitsdefinition für die erste Perspektive des nationalen Commitments lautet:

Als nationale Identität wird erstens das Ausmaß des persönlichen Commitments einer Person mit einer Nation bezeichnet.

Für die empirische Studie ergibt sich hieraus vor allem die Frage danach, wie stark das nationale Commitment der Deutschen heute ist. Wie verbreitet ist die Selbstbestimmung anhand der Kategorie ‚deutsch‘, und welche grundlegende Bedeutsamkeit kommt der Nationalität für das Selbstverständnis der Deutschen zu? Wird die gefühlte Zugehörigkeit zur Nation mit positiven Emotionen verbunden? Und wie wird sie bewertet? Schließlich stellt sich die Frage, welche relative Bedeutsamkeit die Nationalität im Vergleich zu anderen Identitätsfacetten hat. Diese und weitere Aspekte werden im dritten Kapitel anhand empirischer Befunde untersucht und diskutiert.

2.2 Die soziale Konstruktion der Nation

Aus der Perspektive des Commitments ist die Nationalität eine Kategorie, an der die Menschen sich orientieren, indem sie sie auf sich selbst und auf ihre soziale Umwelt anwenden. Aus den bisherigen Überlegungen heraus stellt sich nun aber die Frage, worauf genau sich diese Kategorie des ‚Deutsch-Seins‘ eigentlich bezieht. Wodurch ist sie charakterisiert, so dass man weiß, wer ihr zugehörig ist und wer nicht? Zugespitzt formuliert: Ist die Nation eine nach schlüssigen Kriterien abgrenzbare Gruppe wie zum Beispiel die Familie, deren Grenzen durch die verwandtschaftlichen Beziehungen ihrer Mitglieder ziemlich eindeutig bestimmt sind? Denkt man über diese Fragen nach, so steht nicht mehr das individuelle Commitment eines Einzelnen im Fokus der Überlegungen, sondern die Nation selbst rückt in den Vordergrund. Bisher wurde die nationale Identität konzeptionell als eine soziale Identität verortet, nun wird sie hingegen als kollektive Identität einer Großgruppe verstanden. Der sozialpsychologische Zugang zur nationalen Identität wird durch einen makrosoziologischen Zugang ergänzt. Relevant werden die Merkmale, durch die die Nation sich als eine Gruppe konstituiert und über die ihre Angehörigen in einer nationalen Gemeinschaft zusammengebunden werden.

Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson hat nach dem Ersten Weltkrieg das Prinzip „eine Nation - ein Staat“ für die Neuordnung Europas formuliert (vgl. Hobsbawm 2005: 155ff.). Trotz aller zweifellos beobachtbaren Relativierungen durch Prozesse der sozialen, kulturellen und politischen internationalen Verflechtung prägt es die internationale Weltordnung bis heute. Und es hat dazu beigetragen, dass die Einheit von Nation und Staat, also die Organisation

Die nationale Identität der Deutschen
Commitment, Grenzkonstruktionen und Werte zu Beginn
des 21. Jahrhunderts

Klein, M.

2014, XV, 367 S. 2 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-04014-7